Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 220 (1941)

Artikel: Die Molkenkuren im Appenzellerland
Autor: Nägeli, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375120

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

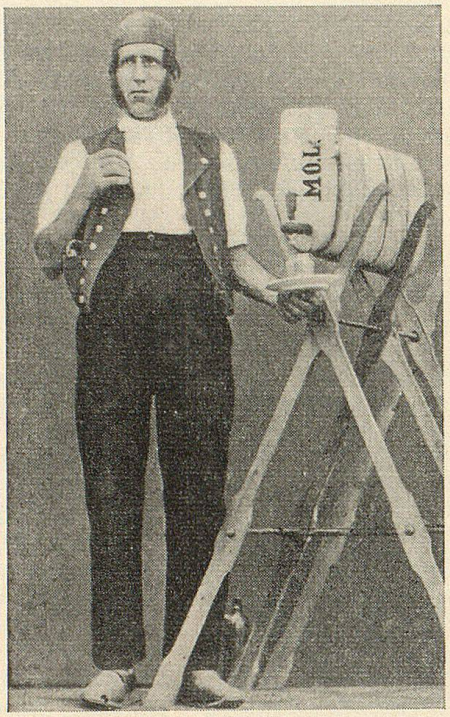
Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

40506

Die Molkenkuren im Appenzellerland.

Von Dr. **Albert Nägeli**, Trogen.



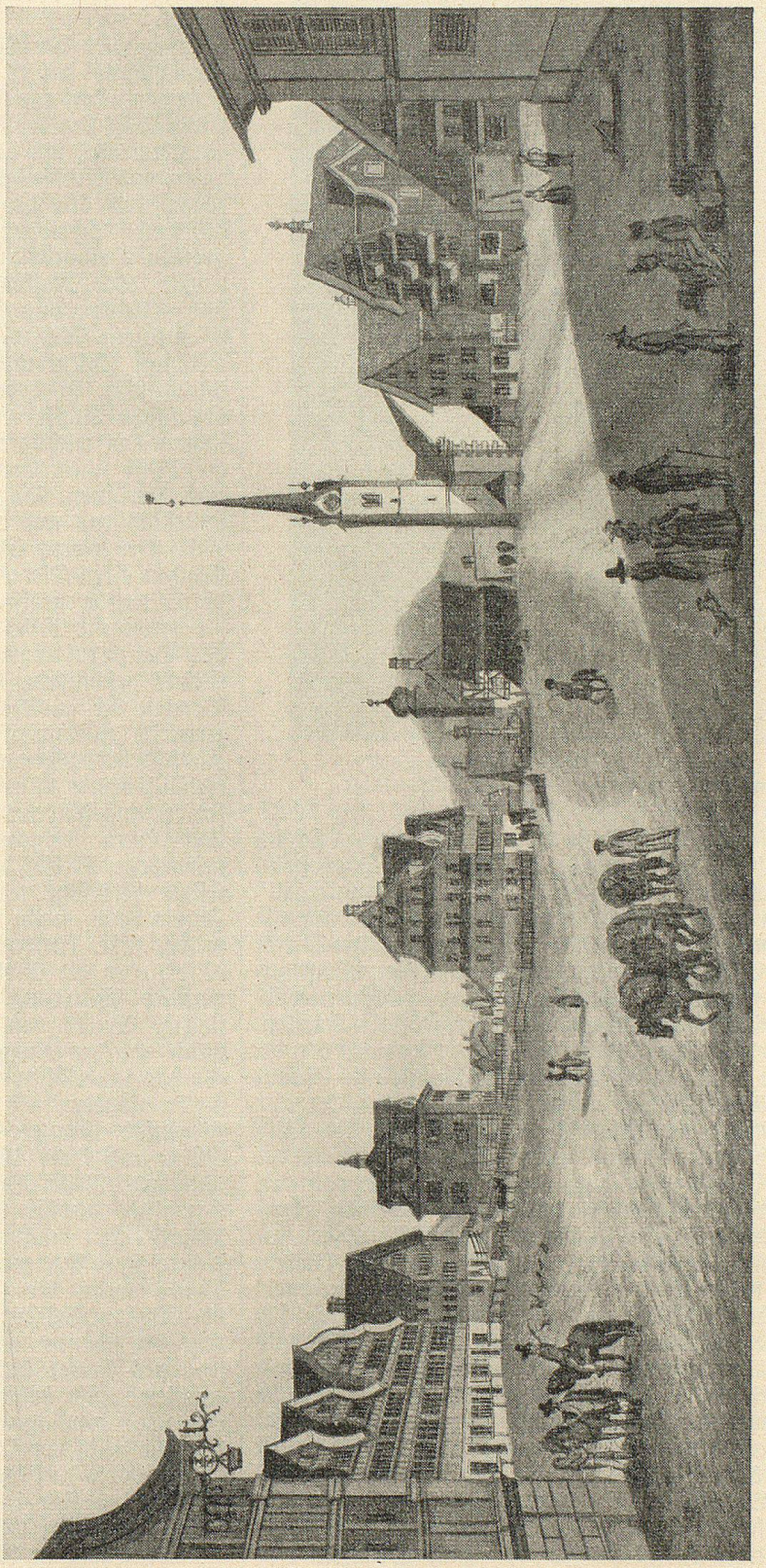
Schottenträger Dörig, Meistersrüti-Appenzell („Ackermeiebueb") der täglich die Molken über Gäbris-St. Anton nach Heiden trug.

Im Sommer 1749 reiste ein schwer lungenkranker Zürcher Herr, namens Steinbrüchel, wohnhaft am Bleicherweg, an den Bodensee. Die Aerzte seiner Vaterstadt hatten ihn aufgegeben. Nun setzte er eine letzte Hoffnung auf seinen Schwager, Dr. Meyer in Arbon. Wir wissen nicht mehr, was diesen Arzt auf die glückliche Idee brachte, den Patienten aus der feuchten Niederung des Sees so bald wie möglich nach einem höher gelegenen Ort zu bringen, wo er im Genusse reiner, würziger Bergluft, verbunden mit dem kurmäßigen Gebrauch der Alpenziegenmolken, sein letztes Heil versuchen sollte. Dr. Meyer wußte, daß schon die alten Aerzte seit dem Griechen Hippokrates die Heilkräfte der Molken gepriesen hatten, vielleicht auch, daß wenige Jahre vorher in dem inzwischen schon längst eingegangenen Ganey-Bad oberhalb Seewis im Prätigau Kuren mit Ziegenmilch und Kräutermolken aus Ziegenmilch durchgeführt wurden. Das Neue war, daß Meyer zu einer Zeit, wo nur Heilquellen zu Kurzwecken aufgesucht wurden, die Höhenluft als Heilfaktor mit in Betracht zog. Seine Wahl fiel auf Gais als den „gesundesten Ort". Die Reise nach Gais mag für den Kranken sehr beschwerlich gewesen sein, führte doch von St. Gallen aus bloß ein schlechter Saumweg bergauf, bergab über die verschiedenen Eggen, und dem erschöpften Herrn Steinbrüchel wird es wohl etwas bange geworden sein, als er die niedere Wirtstube des „Ochsen" betrat, deren Decke sich schwer auf seine kranke Brust zu legen schien. Aber durch die lange, aussichtslose Krankheit gleichgültig geworden, ließ er alles mit sich geschehen, was sein Schwager anordnete. Dieser machte mit dem Wirte ab, daß der Kurgast jeden Morgen frische, noch warme Ziegenmolke aus den benachbarten Alpen Innerrhodens bekommen sollte. Die guten Gaiser werden wohl erstaunt gewesen sein, daß ein Arzt seinen Patienten nicht in eins der berühmten Heilbäder, nach Baden, Pfäfers oder Schinznach, sondern zu ihnen herauf schickte und umgaben den Kranken mit herzlich-neugieriger Teilnahme. Das Gasthaus zum „Ochsen" war ein richtiges altes Appenzellerhaus, aus Holz gebaut und klein, die wenigen Gastzimmer waren bescheiden eingerichtet, aber behaglich und sauber mit ihren unbemalten Holzwänden, und das Sonnenlicht warf lustige Kringel durch die kleinen runden Butzenscheiben auf Dielen und Wände. Und der Wirt selber, Ulrich Heim, in der Mundart Ueli Hääm geheißen, ein Mann noch keine Dreißig alt, klein, aber kräftig, lebhaft, war von einer direkt „ansteckenden Gesundheit". Ueber die breite Brust spannte sich die rote Weste, und unter der weißen Zipfelkappe schauten ein Paar kluge Augen voll Lebensmut und Unternehmungslust aus einem feingeschnittenen Gesicht mit schmalen Lippen. Er war bald in mitteilsamem Gespräche mit dem Zürcher Herrn und dessen Arzt. Er sei in Zürich wohl bekannt, da er in früheren Jahren als Metzger dort tätig gewesen sei und komme auch jetzt noch in Geschäften dann und wann dorthin. Er mache den 17stündigen Weg in einem Tage und nehme in einem Säcklein Käse, Brot und dürre Birnen mit, die er unterwegs stehend oder gehend verzehre, denn das ewige Absitzen „mache bloß müde Beine".

Vierzehn Tage lang wollte die Kur nicht anschlagen; der Kranke hustete Nächte hindurch, und es kam Blut. Dr. Meyer war am Verzweifeln. Dann aber sei, wie Ueli Heim erzählte, die Stunde glücklich gewesen; der Körper begann sich immer kräftiger zu wehren und auszuscheiden, was in ihm zersetzt und vergiftet war. Mit den voller werdenden Wangen, mit der zunehmenden Kraft der Glieder kehrte die Lebensfreude zurück, die Spaziergänge dehnten sich mit jedem Tag weiter aus, und nach vier Wochen stieg der Genesene ohne Atembeschwerden oder Herzklopfen auf den Sommersberg und Gäbris. Zur dankbaren Erinnerung an seine so unverhofft wieder erlangte Gesundheit versprach er dem Ochsenwirt, jährlich mit guten Freunden wieder zu kommen und die Molkenkur zu wiederholen.

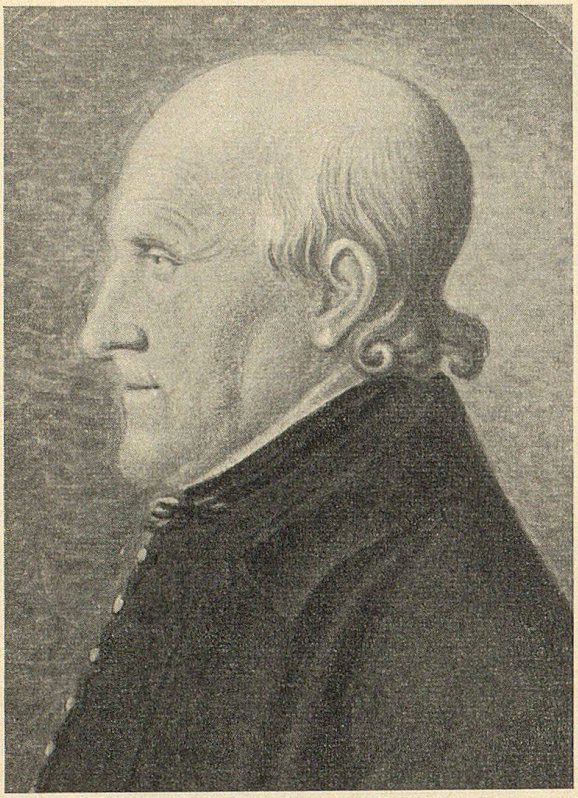
Kein Wunder, daß der außerordentliche Erfolg in Zürich Aufsehen erregte. Die damaligen berühmten Zürcher Aerzte, voran der Chorherr Rahn, dann Hirzel, Meyer, Locher, schickten ihre Kranken und Rekonvaleszenten in steigender Zahl nach Gais. Rekrutierten sich die Kurgäste anfänglich nur aus Zürich und Winterthur, so kamen von 1760 an immer mehr auch Aarauer, Lenzburger, Brugger, Zofinger, Basler, Berner, Schwy-

zer, Schaffhauser, Rheinecker, St. Galler und Thurgauer. Im September 1780 vernichtete ein Dorfbrand in Gais 71 Firste. Nicht zuletzt seinen Kurgästen hatte es die Gemeinde zu verdanken, daß die Liebesgaben aus der ganzen Schweiz die schöne Höhe von 55 000 Gulden erreichten. Der „Ochsen" wurde stattlicher wieder aufgebaut, und der kurz zuvor aus der Fremde zurückgekehrte Baumeister Langenegger baute mit diesem und andern Gebäuden auch jene vielbewunderte Häuserreihe an der Nordwestseite des Dorfplatzes mit den prächtigen Giebelformen, die ein Franzose eine vorbildliche Lösung nannte. Mochten anfangs die Gaiser mit einer gewissen, oft spöttischen Zurückhaltung die „Schotteherre" oder „Schottetrinker" angestaunt haben, wenn sie mit Begierde eine Brühe verschluckten, die man sonst den Schweinen vorsetzte, so wurde das Verhältnis zu den Fremden bald vertraulich, ja herzlich, nicht nur wegen dem willkommenen Verdienste, den sie ins Dorf brachten. Es war die Epoche, wo man unter dem Einfluß Rousseaus den Weg „Zurück zur Natur" suchte und bei den Bergleuten und Aelplern Naturfrische und Unverdorbenheit, „den Biedersinn der alten Eidgenossen" fand. In der damaligen Zeit, die nur Herren und mehr oder weniger rechtlose Untertanen kannte, erschienen die Appenzeller in ihrem starken Unabhängigkeitsgefühl als die „wahren Söhne der Freiheit". „Denn das sind sie, weil sie glauben es zu sein; jeder, auch der ärmste Junge, der den Gatter aufmacht, hat den Anstrich davon in Haltung und Worten. Der Charakter ist eingewurzelt durch viele Menschenalter herab und wird noch lange dauern." Wenn ein Fremder glaubte, die Appenzeller von oben herab behandeln oder hänseln zu können, belehrte ihn eine schlagfertige Antwort bald eines Bessern. Der Kurbetrieb muß damals, in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts noch recht einfachgemütlich gewesen sein. Wenn



Der Dorfplatz in Gais um 1790.

Die meisten Häuser nach dem Dorfbrand 1780 neu gebaut, darunter der „Ochsen" im Hintergrund Mitte, links die von Joh. Konrad Langenegger erbaute Häuserreihe mit den eigenartig geschweiften Giebeln, links vorn der Gasthof zur „Krone". Die Kirche nach dem Brande von Joh. Ulrich Grubenmann, dem berühmten Brücken- und Kirchenbauer, umgebaut. Im Vordergrund ein Säumerzug, da noch keine Fahrstraße nach Gais führte.

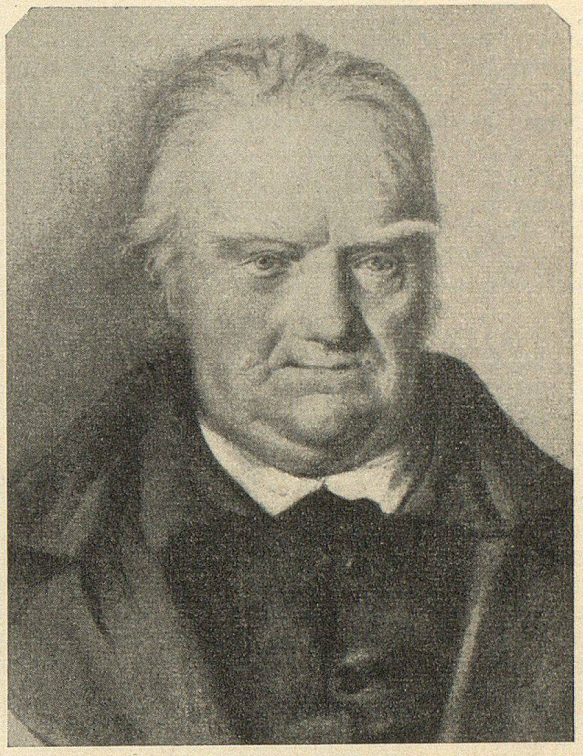


Hans Ulrich Heim, Ochsenwirt (1720—1814)

nicht gar so vornehme Gäste da waren, setzte man sich im alten „Ochsen" hemdärmelig, in Schlafrock, Pantoffeln, Mütze, wie es einem gerade paßte, auf die „Banktrögli" unter den Fensterreihen, die auf den Platz und die Kirche hinausgingen, hinter den währschaften Wirtstisch zum Essen nieder und ließ sich zum schmackhaft zubereiteten und reichlichen Mahle einen Schoppen würzigen Rheintaler oder leichteren Markgräfler schmecken. Die heimeligen braunen Wände der geräumigen Stube, die an die Küche anstieß, waren geschmückt mit Chodowiecks Blättern „Calas im Gefängnis" und „Der alte Ziethen sitzend vor Friedrich dem Großen". Ein Bild des „Schottensepps" mit seiner Schottentanse, in der er jeden Morgen die noch warmen Molken von den Bergen brachte, reihte sich daran und schließlich, ebenfalls unter Glas und Rahmen, „das Bild einer Kalesche, mit welcher ein Herr Schlatter von St. Gallen, wenn ich nicht irre, im Jahre 1784, die halsbrechende, mit unbehauenen Steinen holpericht belegte, nur für Saumrosse gangbare Straße von St. Gallen nach Gais machte, mit der zierlichen Inschrift, daß dies die erste Kutsche sei, welche nach Gais gekommen und als ein Weltereignis angestaunt wurde". Wer es damals nicht vorzog, nach Gais zu reiten, ging zu Fuß, während man schwächliche Personen und „das Frauenzimmer" in einer „Litière" (Sänfte) transportierte, in der jeweils zwei Personen einander gegenübersaßen. Vorn und hinten war je ein Pferd zwischen zwei Deichseln eingespannt. Wie die Patienten und Rekonvaleszenten diese Schaukel- und Rüttelkur ertrugen, wird uns leider nicht gesagt.

Doch wird der Leser endlich fragen: Was für eine Bewandtnis hat es eigentlich mit diesen Molken oder Schotten, oder, wie die Sennen wegen der durststillenden Eigenschaft sich drastischer ausdrücken, „Suuffi", diesem Wundertrank, um dessentwillen sich die Leute den Strapazen und Mühseligkeiten einer damaligen Reise unterzogen und den der berühmte Tissot, der vielseitig gebildete Schweizerarzt (1728–1797) als eines der größten Heilmittel, die in der Natur vorhanden sind, pries? Die Molken sind ein Nebenprodukt der Zieger- und Käsebereitung. Die frische Milch besteht aus etwa 87 Prozent Wasser, die übrigen Bestandteile sind Eiweißstoff (kalkgebundenes Kasein und Albumin), Fett, Milchzucker, in bedeutend geringeren Mengen andere organische Stoffe und Salze; dazu hat die neuere Forschung das wichtigte Vitamin A entdeckt. Man bringt die Milch unter Erwärmung durch Zusatz einer Säure zum Gerinnen. Dazu verwendete man früher fast ausschließlich das aus Kälber- oder Ziegenmagen bereitete Lab. Der vierte Magen eines höchstens drei bis vier Wochen alten Tieres, das bis jetzt nur Milch bekommen hatte, wurde geöffnet, das Flüssige herausgenommen, die geronnene Milch dagegen, der „Kern", drin gelassen, das Ganze zusammengebunden, getrocknet und, in kleine Stücke geschnitten, der Milch zugesetzt. Die in großen Brocken sich ausscheidende Käsemasse wird zerteilt und zerwirkt (Käswirken oder Kässchwingen), schließlich als Käsfisch herausgenommen und in die Form gepreßt. Das weißlich-grüne Käsewasser wird unter Zusatz beiseite gesetzter, angesäuerter Milch noch einmal aufgekocht und ihm „Suur" beigegeben, d. h. durch Stehenlassen sauer gewordene Molke, der bei jedem Käsen zur Ergänzung frische beigefügt wird. Langsam scheidet sich jetzt der Zieger aus, nach dessen Herausnahme eine gelblich-weiße, süße, entfernt salzig schmeckende Brühe zurückbleibt, eben die Molke. Sie zersetzt sich. namentlich bei warmer Witterung, rasch und wird dann sauer und flockig. Wurde von jeher zu Heilzwecken der Ziegenmilch vor der Kuhmilch der Vorzug gegeben, so kam für den innerlichen Gebrauch der Molke nicht die Kuhmolke, sondern die Ziegenmolke und zwar die aus Ziegenlab bereitete in Frage. Für die Qualität der Milch und ihrer Produkte spielt das Futter eine entscheidende Rolle. Grasmilch enthält mehr Vitamin als Heumilch, gewisse Kräuter wie Bärlauch geben der Milch einen unangenehmen Geruch und Geschmack. Aerzte und Patienten merkten den Unterschied in der Molke, wenn die Ziegen bei nassem Wetter in den überdüngten Lägern um die Hütten herum weideten oder bei schönem oben an den besonnten Hängen ihr trockenes Futter suchten; je höher oben die Kräutlein wuchsen, umso besser und aromatischer war die Molke und umso wirksamer. Darum riet man den Patienten, die Kur nicht vor Mitte oder Ende Juni zu beginnen. Man achtete auf die Pflanzen, die sich die Ziegen von den steilsten Felsplanken herunterholten, wo keine Kuh mehr Fuß fassen konnte: Schafgarben, Mutteren, Gamander, Thymian, Augentrost, Steinbrecharten und Labkräuter, Rapunzel und Meisterwurz, Alpenlöwenzahn,

Kressen und Baldrian, verschiedene Kleearten, Alpenampfer und noch viele andere: alles Pflanzen, die sich durch ihren Gehalt an aetherischen Oelen und Salzen auszeichnen und in der Kräuterheilkunde von jeher geschätzt wurden. Nachdem aus der Milch bei der Molkenbereitung die schwerer verdaulichen Fett- und Eiweißstoffe entfernt worden waren, glaubte man, daß die empfindlichen Verdauungsorgane des Kranken die durch den Organismus des Tieres verarbeiteten Stoffe umso besser assimilieren könnten. „Die Molken kann man als einen Kräutersaft ansehen, der durch die Werkzeuge des Tieres geläutert und versüßt worden ist", sagt Tissot, und sein Zeitgenosse und Kollege, der deutsche Arzt Mellin, verwendete bei einer Scharlachepidemie in Jena 1776 kein anderes Mittel als Molken, und bei einer Masernepidemie im nächsten Jahre waren Molken oft hinreichend. Man beobachtete bei Entzündungen des Magens und der Gedärme, „wenn Speisen, Getränke und Arzneien weggebrochen werden, so kann man süße Molken in kleinen Dosen noch ertragen". Und bei Entzündungen der übrigen Unterleibsorgane „haben wir wohl kein Getränk, das so erquickend, reizmildernd wohltätig wirkt wie Molken". Hatten schon Galen und Dioskurides 1600 Jahre früher deren Heilkraft bei „Blutschärfen" und chronischen Krankheiten beobachtet, so lassen die von Dr. Heim u. a. aufgezeichneten Krankheitsgeschichten erkennen, daß bei beginnender Schwindsucht und überhaupt bei Krankheiten der Atmungsorgane, bei solchen des Verdauungsapparates, Podagra, Nervenschwäche, Hysterie usw. bei Nachwirkungen verschiedener Krankheiten ausgezeichnete Erfolge erzielt wurden. Die Molken verringerten die Reizbarkeit der Organe, wirkten kühlend, beruhigend, ohne den Körper stark anzugreifen wie gewisse Mineralwasser. Natürlich wußte man auch, daß die Molken kein Universalmittel und bei bestimmten Krankheiten, z. B. Wassersucht, nicht angezeigt waren. Die Molken wurden frühmorgens in Zeitabständen getrunken, wobei man die Dosis von Tag zu Tag steigerte und nachher wieder hinunterging. Die Anwendung in Form von Gurgeln, Klystieren, Bädern, Waschungen, wozu man Kuhmolken verwendete, trat hinter der Trinkkur zurück. Wer wollte leugnen, daß die frische, reine Luft, die den Duft der blühenden Wiesen, des frischen Heu und Emds, der harzreichen Wälder in sich trug, die schönen Spaziergänge im grünen Hügelland mit seinen stets wechselnden Bildern und dem prächtigen Blick auf die schneegekrönten Felsenzinnen des nahen Gebirges, ihren hervorragenden Anteil am Gelingen einer Kur hatten, zumal bei einer Generation, die in der Natur vor allem das Anmutige und Idyllische suchte. „Appenzell bietet auf seinem beschränkten Raum das lieblichste Bild einer Schweizerlandschaft." Das günstige Klima, wo auch nach den heißesten Tagen die Nächte angenehm kühl und Epidemien so gut wie unbekannt seien, die gesunde Luft, erkannten schon um 1800 der um die touristische Erschließung unseres Landes hochverdiente Dr. Ebel und nach ihm der Tübinger Professor Autenrieth, in dessen Hörsaal und Klinik so viele tüchtige Appenzeller Aerzte wie Schläpfer, Heim, Meier, Tobler u. a. ihr wissenschaftliches Rüstzeug geholt hatten. Freudig stellten die



Samuel Heim, Ochsenwirt (1764—1860)

Gäste fest, daß sie bei den nicht seltenen starken Temperaturrückschlägen sich viel weniger erkälteten als zuhause.

Das frohe und heitere Wesen im Gasthaus und bei den Einheimischen verjagte bald alle Hypochondrie, und der Ochsenwirt tat durch eine weise Diät das Uebrige, indem er alle zu fetten, sauren oder scharf gewürzten Speisen, Salat und Käse von der Tafel verbannte und auch für Obst und Gemüse sorgte, wiewohl beides nicht im Lande wuchs, sondern vom Rheintal oder noch weiter her bezogen werden mußte.

1791 überließ der alte Heim das Gastgewerbe seinem 27jährigen Sohn Samuel. Mit Rücksicht auf die blühende Kuranstalt hatte er diesem, seinem zweiten Kinde, das schon mit drei Jahren die Mutter verloren hatte, eine sorgfältige Bildung geben lassen. Mit 14 Jahren war Samuel an die Stadtschule in Chur gekommen, hatte bei einem Deutschen, Prof. Nesemann vortrefflich Deutsch, bei Stadtpfarrer Kind ebenso gut Französisch und Italienisch gelernt. Nach dem Brandunglück von 1780 nahm ihn eine Verwandte nach Genf, wo ihm aber das Metzgereigewerbe nicht behagte, in Winterthur machte er eine Buchhändlerlehre, war in Zürich und Basel tätig und erwarb sich jene umfassende Belesenheit in Literatur und Geschichte, die später so manchen Gast in Erstaunen setzte. 1792 führte er hoch zu Roß seine Braut Anna Katharina Tobler von Flach im Kanton Zürich heim und errichtete vier Jahre später dem nunmehr „alten Ochsen" mit seinen 6 bis 7 Gastzimmern gegenüber einen modernen,

stattlichen Neubau. Dieser besaß drei Stockwerke, hatte 7 Kreuzstöcke gegen den Platz, 9 gegen das alte Haus und präsentierte sich mit seinen rot aufgeworfenen Wänden, den grünen Läden und dem das Ganze beherrschenden Turmaufbau mit der breiten Zwiebel recht stattlich. Zu ebener Erde waren Küche und Keller, im ersten Stock der geräumige Speisesaal, daneben der Billardsaal, darüber 25 z. T. tapezierte, z. T. geweißelte Gastzimmer. Aber auch der Neubau hätte nicht alle Gäste beherbergen können, deren Zahl man schon 1796 auf 2–300 schätzte. Die meisten fanden in Privathäusern Unterkunft, nahmen aber ihre Mahlzeiten im „Ochsen" ein.

Seit der Mitte der 80er Jahre wurde Gais mehr und mehr auch von süddeutschen und französischen Gästen aufgesucht. Dann aber kamen die bösen Jahre 1798/99. Französische Bajonette stürzten die morsche alte Eidgenossenschaft, und im Appenzellerland herrschte Kopflosigkeit und Unruhe. Gais wurde Divisionsquartier der Generäle Oudinot, Brunet, Lagrange, Mortier. Der Aufenthalt der 75. Halbbrigade, genannt La Terrible, verlockte wohl niemanden zu einer Kur in Gais, zumal Fremde nur allzuleicht in den Verdacht der Spionage gerieten. Massena ließ aus strategischen Gründen eine direkte Fahrstraße von St. Gallen über Gais und den Stoß nach Altstätten anlegen, die, wenn auch stellenweise eilig und flüchtig angelegt, dem Dorf eine bessere Verbindung schaffte als der 1794 verbesserte alte Weg, schon weil sie dem Tallauf folgte. Der Ochsenwirt befand sich damals in einer Zwickmühle. Kam der kluge Mann bei den Einquartierungen verhältnismäßig glimpflich weg, so geriet er auf der andern Seite, von der neuen helvetischen Regierung zum Bezirksstatthalter ernannt, in den Geruch eines Franzosenfreundes und hielt es deswegen beim Anmarsch der Oesterreicher für geraten, seine Familie nach Bregenz zu bringen, wohin sich auch das berühmte Handelshaus Zellweger von Trogen retiriert hatte. Die Furcht erwies sich als unbegründet; denn als der österreichische General Hotze, ein Richterswiler, den „Ochsen" verließ, verabschiedete er sich zum Erstaunen der Gaiser von Heim aufs herzlichste. Der Strudel der großen Revolution warf seine Menschentrümmer bis nach Gais aus. Französische Emigranten kamen von Konstanz her, und eines Tages im Mai 1798 langte ein schwer Lungenkranker mit eigenen Wagen und Bedienten an. Er gab sich für einen Nordamerikaner, David Pernis Schmid aus, war aber niemand anders als Adrien Duport, eines der Häupter der Girondisten und Feuillants, der Stifter der famosen Confédération des Clubs. Er, der mit Barnave und Lameth einst das berühmte Triumvirat in der Nationalversammlung gebildet hatte, der einer ganzen Nation einen gewaltigen Impuls hatte geben wollen und von Robespierre geächtet worden war, mußte jetzt froh sein, hier oben im Bergland ein stilles Plätzchen zu finden, wo er sein Haupt zur ewigen Ruhe hinlegen konnte. Sein Freund Alexander Lameth kam nach dem Hinschied und ordnete den schönen Nachlaß, war aber zu schäbig, daraus etwas für die Errichtung eines Denkmals auf dem Friedhof zu geben, nachdem er selbst mit Heim ein solches angeregt hatte.

Es kamen wieder ruhigere und gemütlichere Zeiten. Noch immer machte sich der alte Uli Heim, nun schon längst im Patriarchenalter, nützlich, wo er konnte, in seiner Zipfelkappe und roten Weste, spaltete Holz und ging noch mit 90 Jahren zu Fuß, wenn auch nicht mehr nach Zürich oder Chur, so doch nach St. Gallen und zurück. 1814 legte sich der Nimmermüde, 94 Jahre alt, zum Sterben nieder. Für den „Ochsen" aber kamen die glanzvollsten Tage seiner Geschichte. Fürstliche und vornehme Personen stiegen hier ab, 1815 der Exkönig Louis von Holland, 1816 seine Gemahlin Hortense, nunmehr Herzogin von St. Leu, der Landammann Jacob Zellweger, ihr ritterlicher Beschützer, die Honneurs machte. Das Königshaus von Würtemberg gehörte zu den Stammgästen. Aber auch bedeutende Staatsmänner, Gelehrte, Künstler waren da zu finden, und mancher versprach sich von seinem Aufenthalt in Gais nicht nur Genesung, sondern auch die Bekanntschaft mit einer von ihm bewunderten Größe. Seit 1814, als der Wirt Kern zur „Krone" auch Kurgäste aufnahm, war der „Ochsen" nicht mehr die einzige Kuranstalt; später folgten das „Lamm", das „Grütbad" (später „Rotbachbad") u. a., die nun auch Molken ausschenkten, und bei einfacherem Betrieb Leuten aus bescheideneren Verhältnissen entgegenkamen. Eine ganze Literatur über Gais entstand, die ein anziehendes Bild vom Kurleben, aber auch von Land und Leuten gibt. Der Winterthurer Ulrich Hegner schrieb seine Molkenkur, einen Roman in Briefform voll trefflicher Beobachtungen und gelegentlicher sarkastischer Bemerkungen.

Vergegenwärtigen wir uns einmal einen Tageslauf der Schottentrinker und lassen die Biedermeierdamen in ihren Korkzieherlocken, Wespentaillen und Bauschröcken, die Herren in ihren Vatermördern und grauen Zylinderhüten an uns vorbei spazieren. Schon um Mitternacht sind die Sennen der innerrhodischen Alpen aufgestanden und haben sich zum Käsen bereit gemacht. Um 3 Uhr sind sie nun so weit, daß die siedendheiße Molke in die vorgewärmten Tansen abgefüllt werden kann. Diese werden fest verschlossen, in warme Wolldecken gewickelt, aufgehuckt, und bergab eilen die Träger, den Regenschirm unter dem Arm und das unvermeidliche „Lendauerli" im Munde, fest und sicher auf den noch dunkeln steinigen Pfaden auftretend, an Abgründen vorbei, dann bequemer auf Wiesenweglein übers Guggerloch nach Gais. Punkt 6 Uhr ertönen die Glockenzeichen von den Kurhäusern, und schon eilen Männlein und Weiblein von allen Seiten herbei, wählen sich ein numeriertes Glas von 2–4 Dezi Inhalt aus und lassen es sich mit dem süßen Heiltrank füllen, der anfänglich noch so heiß ist, daß man die Gläser zuerst verkühlen lassen muß. Alle Viertelstunden wird ausgeschenkt und die Tansen nachher gleich wieder geschlossen, damit nicht zu viel Wärme verloren gehe. Wer zwischen hinein kommt, muß warten. Während des Ausschankes der täglich hergebrachten 150–180 Liter, der bis 8 Uhr dauert, promeniert man auf dem Platz, wo eine Musikbande für Unterhaltung sorgt. Da brummt wohl ein alter Haudegen, den sein Leibarzt nur mit Mühe dahinauf gebracht hat, über die „insipiden (faden) Molken", dort

Der Molken-Kurort Gais, Kanton Appenzell A. Rh.

Stich von Franz Hegi nach J. J. Mock, ca. 1820. Im Hintergrund links der „neue Ochsen", erbaut von Samuel Heim 1796 dem „alten Ochsen" gegenüber. Im Vordergrund ein Schottenträger auf dem Heimweg. Charakteristisch die Reisekutschen der ankommenden vornehmen Gäste, die eleganten Toiletten der Zeit, die Begrüßungen und Vorstellungen, in denen noch ein Nachklang der „galanten Zeit" vor der Revolution zu spüren ist.

stürzt ein dicker Metzgermeister mit kupferroter Nase den süßlichen Trunk maßweise hinunter, als wolle er damit alle seine früheren Bacchussünden auf einmal büßen und einen ewigen Durst löschen. Ein bleichsüchtiges Dämchen nippt mit spitzen Lippen an ihrem Glase; sie hat sich durch zu festes Schnüren eine Leberverhärtung und Verdauungsstörungen zugezogen und deswegen gestern vom heimlich angeschwärmten Kurarzt eine Strafpredigt anhören müssen. Jener poetische, hektische Jüngling strengt seine Phantasie an, um aus dem Wundersafte die würzigen Alpenkräutlein herauszuschmecken. Bei vielen wirkt die Molke rasch und heftig; sie bekommen es mit der Eile zu tun und schimpfen, weil die Stätten der Erleichterung eine Treppe hoch liegen und an Zahl einem Stoßbetrieb nicht genügen. Um halb 9 ruft die Glocke zum Frühstück im großen Speisesaal. Die „Suppenkasperli" begeben sich an die Tische, wo die Eiermehlsuppe aufgetragen wird, die Kaffeeschwestern, resp. -Brüder folgen dem verführerischen Kaffeedufte auf der andern Seite, und bald sind sie damit beschäftigt, die goldgelbe Butter und den würzigsten Honig auf das weißeste Semmelbrot zu streichen. Der Vormittag vergeht mit kleinen Spaziergängen, Lesen, Briefschreiben und allerlei Zeitvertreib, sogar Schießübungen (wofür ist man denn im Lande Wilhelm Tells?), bis um halb 1 Uhr das willkommene Glockenzeichen zum Mittagsmahl ertönt. „Daß Wirt und Kellner in Hemdärmeln bedienen, fällt auf, bis man's gewöhnt ist." Die Gäste lassen sich bei Tafelmusik die leckeren Forellen und Bodenseefische schmecken, nachher den saftigen Braten, bei welchem allerdings ein loses Maul sich nicht enthalten kann zu fragen, ob Kalbsbraten in jeder Form hier chronisch sei. Zum Nachtisch gibts duftende Walderdbeeren oder die ersten Kirschen aus dem Rheintale. Meist dauert die Table d'hote bis 2 Uhr. Die Gäste sitzen nach der Anciennität, d. h. die Neuangekommenen zuunterst, bis sie allmählich höher hinauf rücken. Die Servietten sind beschriftet, so daß es jedem leicht fällt, Bekannte zu finden oder neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Bei schlechtem Wetter wird eine Partie Billard oder ein Kartenspiel gemacht; eine Lesegesellschaft hat in zuvorkommender Weise ihr Lesekabinett zur Verfügung gestellt, und es sind derer nicht wenige, die sich für Land und Leute interessieren und alles, was sie an Literatur darüber auftreiben können, zu Rate ziehen. Bei schönem Wetter begibt man sich zu einem Plauderstündchen oder mit einem Buche zum Freundschaftssitz, steigt zum aussichtsreichen Gäbris empor oder zum Sommersberg; der Kurzatmige zieht den fast ebenen Weg zur Schlachtkapelle am Stoß vor, läßt sich den Verlauf der Freiheitsschlacht von 1405 erzählen und ist wie jeder Neuling freudig überrascht vom Ausblick ins Rheintal und in die Berge. Schon oft haben fremde und einheimische Bewunderer den dortigen Wirt veranlassen wollen, sich für Gäste besser einzurichten und einen Aussichtspavillon mit bequemer Ruhegelegenheit auf den schönsten Punkt zu bauen, doch vergeblich. Drum zieht man es vor, die benachbarte Starkenmühle aufzusuchen, wo's guten Wein und Kaffee mit herrlichem Rahm gibt. Um 8 Uhr sind die Leutchen wieder an der Abendtafel versammelt, an der jeder nach der Karte ißt und in angeregtem Gespräch frohe Geselligkeit bis gegen 10 Uhr pflegt. Einen hübschen Zug von Gefälligkeit bei den Wirtsleuten hat ein deutscher Freund des Appenzellerlandes gefunden. „In der Jahreszeit, wo die Abende schon finsterer werden, findet jeder Fremde beim Weggehen aus dem Wirtshause jemanden aus seinem Wohnhause wartend, um ihm mit der Laterne nach Hause zu leuchten. Ueberhaupt darf man auf gefällige Bedienung im Gasthause und auf zuvorkommendes Benehmen in den Privatwohnungen rechnen. Ist man einige Wochen dagewesen, so nimmt man von den gutmütigen und herzlichen Leuten wie von Freunden Abschied". Eine besondere Ueberraschung erwartete die Gäste an einem heißen Augustnachmittag im Sommer 1825 in dem scheunenartigen „Theatersaale" zu den „Drei Königen". Unter der Leitung eines Herrn Bischof aus Teufen führten 14 Knaben und zwei Mädchen einen Wilhelm Tell auf, nicht den Schillerschen, sondern einen eigenen in echtem Appenzellerdialekt. „Zuschauer der verschiedensten Klassen und Nationen, Minister und Sennhirten, englische Lords und Amsterdamer Kaufherren, deutsche Freiherren und Betteljungen, elegant gekleidete Stuttgarter Damen und Kuhmädchen fanden sich dabei ein, und ... zusammengedrängt sahen sie im Schweiße ihres Angesichtes die Heldentaten der Männer von Uri und Schwyz".

Als Wohltat empfanden die Kranken in Gais, daß weder Hasardspiele noch die ewige Tanzerei Mode war. Heim hielt auf strenge Ordnung und wußte sich Respekt zu verschaffen. Betrunkenen, lärmenden Gästen konnte er ruhig statt dem verlangten Bernecker eine Flasche Brunnenwasser auf den Tisch stellen, wenn er es nicht vorzog, sie einfach an die Luft zu setzen, und einem blasierten Fremden, der ihn hochnäsig fragte, ob er der Ochsenwirt sei, antwortete er: „Gewiß, seit Sie bei mir logieren." Junges Volk, das seine Beine nicht lange still halten konnte, fuhr dann wohl am Samstagabend nach dem Weißbad, wo die ganze Nacht hindurch getanzt und am Sonntag diniert wurde. Wer sich kräftig genug fühlte, unternahm größere Touren im Alpsteingebirge, auf den Hohen Kasten, aufs Wildkirchli und die Ebenalp, sogar auf den Hohen Säntis, welch gefährliches Wagnis nach glücklichem Gelingen bei einer Flasche Champagner gefeiert wurde. Im Weißbad warteten Dutzende von rotbewesteten Führern, daß man ihre Dienste beanspruche. Die damaligen Bergsteiger nahmen es noch recht gemütlich, hatten dafür offene Augen und offenen Sinn für alles Merkwürdige und Schöne, mehr vielleicht als der ganze Touristenschwarm, der heutzutage gröhlend und stumpfsinnig die stille Alpenwelt überflutet. Was da alles an Pflanzen, Mineralien und Petrefakten gesammelt, nach der Rückkehr gemeinsam geordnet und bestimmt und bei den staunenden Bekannten herum geboten wurde, daß die gelehrten lateinischen Namen nur so durch den Saal schwirrten!

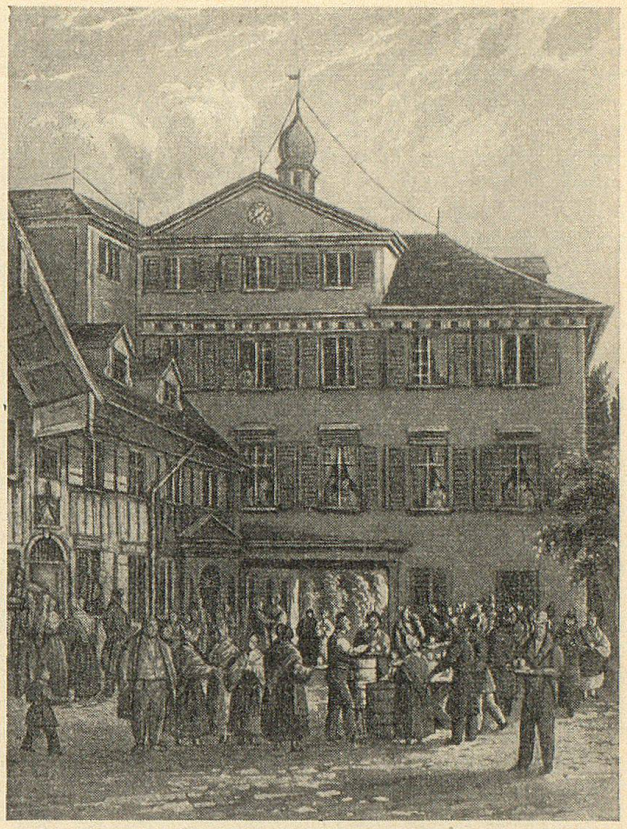
Gais verdankte seinen Ruhm nicht zuletzt auch den tüchtigen Aerzten, unter denen sich der Sohn des Ochsenwirtes, Dr. Johann Heinrich Heim (1802–1876) um den Kurort besonders verdient gemacht hat. Schon als Knabe gewohnt mit Fremden umzugehen, wissenschaftlich trefflich ausgerüstet, galt er als

vorzüglicher Diagnostiker. „Mit dem ersten Glockensignale ist auch der freundliche Kurarzt Dr. Heim erschienen und wandert, ein peripathetischer Aeskulap, bald mit diesem, bald mit jenem der Kurgäste in konsultatorischem Gespräch auf und ab, nach dem Schatze seiner langjährigen Erfahrungen die einzelnen Individualitäten beratend, jedem, auch dem bloß neugierigen Touristen ein trefflicher Berater in geognostischen, botanischen und geschichtlichen Dingen." In seinem eleganten Zweispänner, bespannt mit ausgesucht schönen Pferden, kam dann und wann der Landammann Dr. med. Zellweger aus Trogen angefahren, um seine speziellen vornehmen Klienten zu betreuen.

Bei allem Lobe fehlen in den damaligen Berichten auch die kritischen Stimmen nicht. Man sehe „keinen Baum, nur Matten und Weiden in dieser traurigen Einsamkeit", äußert sich ein Franzose. Den Klagen über den Mangel an schattigen Spaziergängen in der nächsten Nähe suchten die Gaiser durch die Anlage einer schönen, noch heute bestehenden Allee abzuhelfen. Man vermißte eine richtige Trinkhalle anstelle der primitiven, auf zwei Stecken aufgestützten Schutzblache, eine geschlossene Remise und vor allem eine genügende Anzahl von Badeeinrichtungen. Letzteres veranlaßte den früheren Besitzer der Krone, das Rotbachbad aufzukaufen und dort 1841 einen großen Neubau mit Badezimmern einzurichten. Vor allem machten sich aber auch in Gais die Kehrseiten der Fremdenindustrie mit der Zeit geltend. Einem genauen Beobachter wie dem deutschen Arzte Buddeus fiel 1853 die unangenehme Mischung von Ländlichkeit und mondänem Leben auf. „Es gibt kaum einen schärferen und dabei unschöneren Kontrast, als solch ein Schweizerhaus von Gais, mit Schindeln bedeckt, mit rundlichen Schindeln bekleidet, niedrig, aber behaglich ausgebreitet im Angesicht der Sentisalpkette, aufgewachsen aus Wiesengrund, und aus dessen Fenster lehnend, ein paar große, bärtige Lions mit schön frisiertem Haar, die Lorgnette ins Auge geklemmt, die Stambulka oder Zigarette im Munde, hinabsprechend zu dem Freund in übertriebener Straßentoilette, welcher mit der Baguette in der weißglacierten Hand an die chinierten Inexpressibles klopft und seine bottes vernies im Morgensonnenglanze glitzern läßt, hinabsprechend von den nobeln Passionen der Heimat... Der Appenzeller lacht sie freilich aus, aber schon nicht mehr ins Gesicht; denn sie bringen Geld... Die Bevölkerung, welche Geld verdienen will, verfällt in jene Prostitution der Unwahrhaftigkeit und Habsucht, wie sie in den eigentlichen Karawansereien der Schweiz bereits herrscht."

1828 hatte Samuels ältester Sohn, Salomon, den „Ochsen" übernommen und 1833 durch einen Anbau erweitert. Doch langsam begann mit den 50er Jahren der Stern von Gais zu verblassen, worüber eine kurze Nachblüte zu Beginn der 60er Jahre nicht hinwegzutäuschen vermochte. Der ungarische Freiheitsheld Kossuth weilte im Sommer 1860 in Gais, wo man ihn mit warmer Sympathie aufnahm. Kurz vorher war Statthalter Samuel Heim 96jährig gestorben. „Die schöne große Leiche, ohne Abmagerung und Verfall, bot einen freundlichen Anblick," erzählt sein Enkel, Pfarrer Heim.

Gais war längst nicht mehr allein im Lande Molken-



Molkentrinken im Weißbad.

Links das alte, im Hintergrund das neue, 1820 erbaute und 1841 vergrößerte Kurhaus. Im Gegensatz zu dem vornehmeren Gais herrscht hier die gemütliche kleinbürgerliche Welt der sog. Biedermeierzeit vor (Aquatintablatt um 1830/40).

kurort. Ein appenzellischer Gasthof am andern begann sich auf Molken einzurichten; die meisten dieser Anstalten gingen bald wieder ein. Das Weißbad, am Fuße der nördlichen Alpsteinkette gelegen, da wo der Weißbach, der Schwendibach und der Brüllbach zur Sitter sich vereinigen, war schon Walser 1740 als „trefflich wider Gliedsuchten, kalte Fieber und andere Schäden" bekannt, wurde aber erst seit 1780 von auswärts aufgesucht. Nachdem es sich 1822 durch einen Neubau vergrößert hatte, dem in der Folge noch weitere Veränderungen sich anschlossen, wurde es auch für Molkenkuren eingerichtet und verbrauchte in den Monaten Juli und August wöchentlich 6–700 Liter Molken. „Im Wisbad trinkids' Schottebrühe ond werdid gsönder drab", wie's in einem volkstümlichen Lied dieser Zeit heißt. Man empfahl hauptsächlich Brustkranken den Aufenthalt im Weißbad, weil die Lage geschützter war als die von Gais. Verlockend waren auch die schönen schattigen Spaziergänge in der Nähe, die man in Gais vermißte. Schon 1804 schilderte der St. Galler Arzt Zollikofer die Umgebung in dem empfindsamen Stile jener Zeit. „Ein kleines Gebüsch von Erlen und Weiden, das hier die Ufer der Bäche begrenzt, beschattet noch ihre Fluren, ehe sie dem heimischen Boden entfliehen; es umsäumet als eine liebliche lebendige Einfassung, die Wiese des Bades. Menschen-

Bild des Schottenträgers, von den Kurgästen in Gais „Schottenseppi" genannt, aus Ebel „Schilderungen der Gebirgsvölker der Schweiz" 1798 (nach Pfenninger). Auffallend die kaum an die Hüften reichenden, dagegen nach unten viel zu langen Hosen. Zum Zeichen seiner Würde hat der Schottensepp einen „Nebelspalter" aufgestülpt, während der Junge das lederne Sennenkäppi trägt. Das Mädchen trägt den herkömmlichen roten Wollrock, der später zum Unterrock degradiert wurde, dazu ein grünes Tuchmieder. Göller und Hemdpuffärmel, wie in der ganzen Ostschweiz üblich, mit rosa Bändern und Schleifen geziert. Im aufgerollten Zopf des straff nach hinten gekämmten Haares steckt eine Silbernadel.

freundliche Hände haben hier labyrinthische Gänge zum Lustwandeln, Kreise zur fröhlichen Gesellschaft und einladende Plätzchen zur Meditation und Ruhe angelegt. Das murmelnde Plätschern des Wassers, die sanften Töne einiger der befiederten Bewohner dieser Gebüsche, die Bilder von froher Anmut, ländlicher Einfalt und stillen Genusses, die sich überall darbieten, stimmen das empfängliche Gemüt zu zarten Empfindungen, zu süßen Träumereien der Vergangenheit und Zukunft, und die Leidenschaften der menschlichen Brust verstummen." Als Ausgangspunkt für Bergtouren, als beliebtes Ziel der Sonntagsausflüge mit Tanz war das Weißbad am Wochenende im Sommer überfüllt und sehr geräuschvoll; es sollen sich bisweilen 3–400 Ausflügler hier getummelt haben. Im Gegensatz zu Gais waren die Kurgäste hier gezwungen, im Kurhause zu wohnen, da in der Nähe keine Privatwohnungen zu finden waren. Die nicht selten zudringliche Neugier der Einheimischen, die den Fremden sogar beim Essen in den Mund schauten, ertrugen diese mit Humor, gab sie ihnen doch vielfach Gelegenheit, manch träfen Witz zu belachen, manchen Volksbrauch kennen zu lernen oder sich an frohen Jauchzern und Liedern zu freuen. Die Stadtdame ließ es sich gerne gefallen, wenn ein kraftstrotzender Senne sie im Tanze herumschwang, und ein Kaufmann war von den „Zischgeli" in ihrer schmucken Tracht so begeistert, daß er bunte Seidentücher freigebig an sie verschenkte. Ein Kritikaster beklagte sich wohl über „die Fliegenplage in allen Sälen und Zimmern wie draußen". Man könne kaum den Mund öffnen, ohne Fliegen zu schlucken. Bedienung und Einrichtung waren einfacher als im „Ochsen" zu Gais. Mußte man an diesem Orte mit 3 Gulden (Fr. 6.40) im Tage rechnen, so kam man im Weißbad mit 2 Gulden 42 Kreuzer (Fr. 5.70) weg, immerhin in Anbetracht des Geldwertes jener Zeit eine recht ansehnliche Summe, die den Preisen in unseren ersten und komfortabelsten Hotels entspricht. Auch die Gasthöfe des Hauptortes Appenzell bekamen durch die heilbringenden Molken Kurbetrieb. Das sehr alte Gontenbad, wie das 1845 aufgekommene Jakobsbad, beide an dem Wege von Appenzell nach Urnäsch gelegen, wurden meist von Schweizern des Mittelstandes aufgesucht, die neben den Kräften der Heilquellen auch die der Molken ausnützen wollten.

1824 wurde, nachdem ein früherer Versuch das Opfer der Revolutionszeit geworden war, unweit Herisau, wo dem moorigen Wiesboden eine eisenhaltige Quelle entsprang, von einem unternehmenden Fabrikanten, Heinrich Steiger, der sich vom armen Bleicherjungen emporgearbeitet hatte, das nach ihm benannte Heinrichsbad gegründet und in großzügiger Weise, nach damaligen Begriffen sehr elegant, eingerichtet. Viel bewundert wurden die in den Boden eingelassenen Badewannen aus verzinntem Kupfer, die Heizkessel und die bleiernen Zuleitungsröhren. „Man findet schöne Teiche mit Fischbehältern, Hühnerhöfe, und zwischen Blumen- und Gemüsebeeten, Gebüschen und Gesträuchen liebliche Pavillons, Ruhebänke, Springbrunnen und Bildsäulen. Mannigfaltige Lustgänge verbinden dieses alles zu einem schönen Ganzen, das mit dem benachbarten Spazierwäldchen einen fürstlichen Lustpark darstellt." Kein Wunder, daß der volkstümliche, für die Zerstreuung und Unterhaltung seiner Gäste aufs beste besorgte Wirt mit seiner vorzüglichen Küche steigenden Zuspruch bekam und schon 1826 das würtembergische Königspaar empfangen durfte. Landammann Nef, Landeshauptmann Schieß und Hauptmann Schläpfer, schwarz gekleidet, den Degen umgegürtet, begleitet vom Läufer in den Standesfarben, machten bei dieser Gelegenheit ihre Aufwartung. In lieblicher, gesunder Lage, bequem erreichbar, nicht weit von dem volkreichen Herisau und kaum zwei Stunden von St. Gallen entfernt, mit günstigen Verbindungen, wetteiferte das Heinrichsbad, das seine Molken von der Ebenalp bezog, bald erfolgreich mit Gais, wovon eine reiche Literatur Zeugnis ablegt.

Eine Kur im Appenzellerland gehörte in der Biedermeierzeit zum guten Ton, und so können wir es dem durch den Dorfbrand vom September 1838 schwer heimgesuchten Dorfe Heiden nicht verdenken, wenn es ver-

suchte, einen Nebenarm des ergiebigen Fremdenstromes auch auf seine Mühle zu leiten. Milderte hier nicht die aus dem Seebecken aufsteigende wärmere Luft die Herbheit des Bergklimas, ohne ihm die erquickende Frische zu rauben? War hier, auf der aussichtsreichen Terrasse, zu deren Füßen der Spiegel des Bodensees sich meilenweit ausbreitete, der Ueberfluß an reizenden Spaziergängen nicht mindestens so reich wie in Gais oder im Heinrichsbad? „Suchst Du Freuden? O, so komme nach Heiden!" Bezirksgerichtspräsident Kellenberger war deshalb gut beraten, als er 1847 das stattliche Kurhaus zum Freihof einrichtete. Auch die Gemeinde erkannte die neuen Zukunftsmöglichkeiten; eine Reihe gutgeführter Pensionen, prächtige Park- und Gartenanlagen zogen mehr und mehr Gäste an, besonders seit der berühmte Augenarzt v. Gräfe herausgefunden hatte, daß gewisse Augenkrankheiten im Klima von Heiden besser ausheilten als anderswo. „Heiden ist wohl gegenwärtig nächst Gais der bedeutendste Molkenkurort des Kantons Appenzell und einer der größten Kurorte der Schweiz," schrieb um 1860 ein Zürcher Arzt. Freilich mußten die Molken jeden Tag sechs Stunden weit hergetragen werden. Vor kaum zwei Jahren starb in Appenzell ein 92jähriger, der in jungen Jahren, um Mitternacht jeweils aufbrechend, den langen Weg über Gäbris, St. Anton zurücklegen mußte, damit die Heidener Kurgäste punkt sechs Uhr die heiße Molke trinken konnten.

Dann aber, in den 70er Jahren, trat ein Umschwung ein. Hatte die Medizin die Heilkraft der Molke vielleicht überschätzt, so änderten jetzt ihre Ansichten und sie verfiel in das Gegenteil. Immer seltener geschah es, daß ein Arzt seinen Patienten eine Molkenkur verordnete. Gais wurde von diesem Wandel am empfindlichsten betroffen; der alte Doktor Heim mußte diesen Umschwung noch erleben. Heiden, günstiger gelegen, konnte sich als Luftkurort halten, nicht zuletzt dank der 1875 erbauten Zahnradbahn von Rorschach herauf, und der „Freihof" blieb lange unter der Führung von Frau Simond und des Ehepaares Dr. med. Altherr-Simond ein Treffpunkt bedeutender Menschen und eine Stätte anregender Geselligkeit. Weißbad hatte seine Stellung als Touristenzentrum, und das Heinrichsbad ging als religiöses, positiv-protestantisches Erholungsheim auch ohne Molken seine eigenen Wege. Die Wahl der Kurorte unterliegt dem Wechsel der Mode. Die schlichte Lieblichkeit der Appenzellerlandschaft, einst das Entzücken der Goethezeit, trat vor den großartigeren Szenerien der eigentlichen Hochgebirgsgegenden zurück. Die Befürchtungen des schon erwähnten Buddeus, daß die Bevölkerung, durch den leichteren Verdienst der Fremdenindustrie verwöhnt, zu soliderem Erwerb untauglich würde, und bei unvermeidlichen Rückschlägen als Badeproletarier in hilflose Armut versänken, erwies sich im Appenzellerland glücklicherweise als unbegründet. Das rührige, zähe Volk fand in andern Erwerbszweigen hinlänglich Ersatz. In den letzten Jahrzehnten freilich, als das vorherrschende Textilgewerbe schlimmste Zeiten durchzumachen hatte, bemühten sich die Appenzeller von neuem, z. T. mit schönem Erfolg, Erholungsbedürftige in die reine Luft ihrer Höhen zu locken, wo Augen und Nerven auf dem wohligen Grün sich ausruhen können. Sie erwarten keine Fürstenbesuche wie einst, keine Industrie- und Finanzmagnaten, wohl aber solche, die, ohne übertriebene Ansprüche zu stellen, ein frohes, gemütliches Ferienleben wünschen. Und wer weiß, kommt eines Tages der uralte Heiltrank der Molke bei den Herren Aerzten, von denen böse Zungen behaupten, ihre Anschauungen seien trotz aller wissenschaftlichen Objektivität auch der Mode unterworfen, wieder zu Ehren. Es ist eine psychologische Tatsache, daß beim Aufkommen neuer Anschauungen und Methoden, das bewährte Alte gering geschätzt, verdunkelt und sogar vergessen wird. Bekannte Aerzte werfen der heutigen Laboratoriums- und Operationssaalmedizin vor, daß sie die historische Medizin, die jahrtausend alte Erfahrung der früheren Aerzte vernachlässige. Theorien wechseln, die Tatsachen aber bleiben. Tatsache ist, daß die Anwendung der Molken früher in unzähligen Fällen überraschende Erfolge erzielte, auch wenn man deren Wirkung nicht bis ins letzte erklären konnte. Dem appenzellischen Kurwesen könnte unter Umständen ein neuer Weg zum Aufstieg geschaffen werden. Wer versucht's?

Tierliwiehnacht.

Es guslet dusse, hui 's isch chalt,
Mis Chindli stahd am Feister,
Und was es denkt, das gsehsch em a,
Sis Aeugli lüüchtet eister:
's Christchindli chund hüt z'Nacht zu-n-eus
O, wie-n-i mi druf freue!
Es bringt en Baum mit Liechtli dra,
Spilsache vo de neue. –
Da pöpperlets, wer isch es ächt?
He nume so-n-es Spätzli.
Es plusteret und luegt is a,
Kei Wörtli seids, keis Sätzli,
Und doch häts 's Chind verstande gha,
Holt gleitig öppis z'ässe.
„Du arme Spatz, vor luter Freud
Hett i di bald vergässe!
Jetz müend ihr alli Wiehnacht ha,
Ihr Tierli, wo-n-i känne;
I ga zum Bari und zur Bläß,
Will eu hüt all' verwöhne.
Gäll Mueterli, i dörf in Stall,
Es Hämpfeli Salz go bringe,
I möcht dem Chälbli und dem Fläck
Mis Wiehnachtsliedli singe.
Dem Bari schänk i hüt z'Mittag
Mis Möckli Fleisch vom Täller.
All Tierli müend es Gschänkli ha,
Sogar na d'Müs im Chäller!
Susch wüßteds' nüd, daß 's Wiehnacht wär. –
I fange-n-a bin Geiße." –
Und 's Müeti dänkt: I glaube fast
's Jesuschind häts' gheiße. –

Martha Pfeiffer-Surber.